

Tà katoptrizómena

Das Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik

Heft 145 | [Home](#) | [Archiv](#) | [Impressum und Datenschutz](#) | [Das Magazin unterstützen](#)

Alltagspoesie

Die Japan-Filme Doris Dörries

Gotthard Fermor

Gibt es eine spirituelle Alltagskultur in Japan? Das war eine Frage, die mich und eine ganze Studiengruppe 2009 auf einer Reise in Japan bewegte.

Bei unserem damaligen Besuch in der Sophia-Universität in Tokyo verblüffte uns der dort lehrende Theologe und Religionsphilosoph Prof. Dr. Klaus Riesenhuber, SJ (der Bruder des einstigen Forschungsministers Heinz Riesenhuber) mit der klaren Einschätzung, dass Zen-Meditation in Japan eine nur ganz marginale Rolle spiele und kaum ein nennenswerter Prozentsatz der Japaner*innen diese praktiziere. Das war für uns, die wir als Lehrer*innen, Sozialarbeiter*innen, Therapeut*innen, Bildungsreferent*innen, aber auch Steuerberater*innen und Verwaltungsbeamt*innen in unserem Spiritualitätsverein seit Jahren auch den Spuren des Lehrers von Klaus Riesenhuber (H. Enomyia-Lasalle) folgen und Zen in unseren Kontexten praktizieren, schon eher ein Schock. Hugo Makabi Enomyia-Lasalle, SJ (1898-1990, dessen Nachfolger Riesenhuber wurde) war einer der Pioniere, der Zen in der europäischen Kultur, vor allem in kirchlichen Kreisen, in Theorie und Praxis bekannt machte und auch einer der ersten europäischen Christen, die in Japan als Zen-Meister ordiniert wurde. Als Missionar seines Ordens war er gekommen und hatte die japanische Kultur und vor allem Zen für sich entdeckt.

Zwar spiele die buddhistische Tradition für Rituale (wie Beerdigungen) eine Rolle in der japanischen Gesellschaft, und auch der Besuch eines Shinto-Schreins (vor Prüfungen oder einen Heiratsanbahnung) sei gesellschaftlich eine durchaus gängige Praxis, aber – so Riesenhuber – von einer den Alltag prägenden, gar durch die Zen-Tradition beeinflussten spirituellen Kultur können man im turbokapitalistischen Japan nicht sprechen. Dabei ist diese Kultur, z.B. in Kyoto durchaus präsent und sie wird sehr verehrt, wie wir es bei unserem Besuch der Klöster auf dem Berg Hiei nahe Kyoto erleben konnten, der Traditionsstätte der japanischen Meditationsschulen seit dem Mittelalter. Und auch neobuddhistische Organisationen, wie die Rishokoseikai, wirken seelsorglich und sozialarbeiterisch in den Alltag der japanischen Gesellschaft hinein, wie wir lernen durften, aber das sind keine Massenphänomene.

Prägen also diese wunderbaren Traditionen die japanische Gesellschaft kaum noch? Und das, wo sie bei uns doch immer mehr Raum zu greifen scheinen, wenn man sich die wachsende Szene der Zen-Kurse, die Aufnahme japanischer Literatur, die Flut von Ratgeberliteratur und Praktiken mit asiatisch-spirituellen Hintergrund, das Wachsen japanischer Ästhetik in Einrichtungshäusern bis hin zur Buddha-Auswahl in Baumärkten vor Augen führt. Und: ja auch die Japan-Filme Doris Dörries sind seit vielen Jahren nicht nur etwas für abgewetzte Programmkinos. Doris Dörrie hat mit ihren Filmen einen ganz eigenen Beitrag zur Beantwortung der eingangs gestellten Frage geleistet, indem sie uns in ihren filmischen Erzählungen Spuren aufzeigt, in denen das poetisch-spirituelle Erbe Japans in Alltagskontexten aufscheinen kann. Damit spiegelt sie uns keine gesellschaftliche Wirklichkeit, sondern verfolgt in dieser gesellschaftlichen Alltagswirklichkeit Japans (zunächst fiktionale) Möglichkeiten einer spirituellen Alltagspoesie, deren Wirkung auf uns durchaus auch eigene Räume für alltagspoetische Wahrnehmungen aufschließen kann.

Diesen Spuren soll im Folgenden skizzenhaft nachgegangen werden.

Erleuchtung garantiert (2000)



Dieser erste Japan-Film beginnt in der Tristesse des deutschen Alltags, in dem Uwe (Ochsenknecht), der nur seinen Beruf und kaum noch seine Familie kennt, von seiner Frau verlassen wird. In seiner Verzweiflung begleitet er spontan seinen Bruder Gustav (Peter Wöhler) nach Japan, der sich nicht nur beruflich auf die Praxis asiatisch inspirierter Wohnkultur spezialisiert hat (er ist Feng-Shui-Berater), sondern auch persönlich im japanischen Zen-Kloster weiterkommen möchte. Allerdings landen beide, nachdem sie nicht mehr in ihr Hotel zurückfinden, in der Tristesse des japanischen Alltags, wo sie im Hinterhof unter der Autobahn in einem (im Kaufhaus geklauten) Zelt übernachten müssen. Über Umwege und einen Aushilfsjob im bayrischen Lokal (der Film ist durchdrungen von einem wunderbaren Humor) gelangen sie schließlich zu ihrem

Zielort, dem Kloster Sōjiji Soin in der Nähe von Yokohama und lernen dort (unter dokumentarisch-partizipativen Filmbedingungen übrigens) den Alltag eines Zen-Klosters mit all seinen Härten kennen, aber auch mit seiner Poesie und Schönheit: beim Waldfegen, bei der Sutren-Rezitation, der Schweigemeditation, beim Putzen und anderen Alltagsarbeiten, beim Bettelgang. Nicht zuletzt begegnen sie sich durch diesen anderen Alltag selbst. Alltagspoesie, und für mich eine erste Pointe von Doris Dörries diesbezogener Spurensuche, wird dies, als sie auf ihrer Rückreise wieder eine Nacht im Zelt verbringen und gemeinsam vor dem Einschlafen die nun eingespielten Sutren rezitieren. Damit signalisieren sie, dass sie von dieser Zen-Tradition Japans etwas in ihren Alltag mitnehmen werden, jenseits touristischer und ratgeberischer Japan-Rezeption.

Der Fischer und seine Frau (2005)



Dieser Film verdankt seinen Titel und sein Thema einem Grimm'schen Märchen, indem die Frau eines Fischers ihren Mann einem Butt, der nach seiner Rettung durch den Fischer Wünsche erfüllt, immer maßloser werdende Wünsche abverlangen lässt, bis diese – nachdem sie wie Gott sein wollte – alle zerplatzen und sie wieder in ihrem Pisspott (Bude) sitzen müssen.

Der Film lässt diese moderne Adaption zunächst in Japan spielen und zwar im Spannungsfeld einer alten japanischen Tradition und ihrer kapitalistischen Kolonisierung: der zum Kult avancierten Koi-Kultur und -Zucht, die zum Statussymbol von Superreichen geworden ist. Ein Koi, japanisch „Nishikigoi“ (Brokatkarpfen), ist ein herausragender Schwimmer, der Hindernisse zu überwinden weiß. Im Mythos, der sich um ihn rankt, wird er nach der Überwindung des „gelben Flusses“, des Huang Ho, in einen Drachen verwandelt. Im Horizont des kapitalistischen Interesses an Kois im Film sind der Veterinär und Parasitologe Otto (Christian Ulmen) und sein Freund Leo (Simon Verhoeven) mit einem wichtigen Auftrag in Japan unterwegs und treffen zufällig auf

die angehende Modedesignerin Ida (Alexandra Maria Lara), die als Rucksacktouristin auf Inspirationssuche ist. Otto und Ida verlieben sich und heiraten in Japan nach einem Shinto-Ritual. Nun bleibt der „Fischer“ Otto, zurück in Deutschland, bei seinem Leisten (seiner Leidenschaft und Liebe für die Koi-Kultur als Wissenschaftler) und – nach der Geburt des Kindes – bei seinen häuslichen Aufgaben, während „seine Frau“ Ida, die mit der Mode mit Koi-Mustern inzwischen Karriere machen kann, immer mehr will: Reihenhaus, Aufstieg, Villa - letztere finanziert durch einen lukrativen Auftrag, den Otto erhält, der aber zerplatzt, als der teure Koi die Farbe wechselt. Ein Wendepunkt, der das Paar wieder zueinander und in ihre bescheidenen Verhältnisse im ursprünglichen Trailer führt.

Auch dieser Film hat alltagspoetisches Potential, zum einen in der leidenschaftlichen Haltung Ottos zur japanischen Koi-Kultur, mit der er ihrer kapitalistischen Überfremdung widerstehen kann, zum anderen in seiner nicht-funktionalen und eher spielerischen Haltung gegenüber dem Alltag, der ihn zwar mit seinen überbordenden Pflichten überfordert, aber die ihn auch resistent macht gegenüber den trügerischen kapitalistischen Versprechungen. Wunderbar die alltagspoetische Spiegelung durch die Kommentare der beiden Tschagoi-Fische, die sie aus Japan aus dem Koi-Becken mitgebracht haben (und die nur ein paar Euro gekostet haben) und die ihren Alltag durch alle Entfremdungen begleiten und kommentieren – eine weitere märcheninspirierte Erzählebene: die beiden Fische sind ursprünglich ein menschliches Paar, das – nachdem sie sich nach drei Jahren nichts mehr zu sagen hatten – in Fische verwandelt wurden und nur erlöst werden können, wenn sie auf ein Liebespaar stoßen, das länger als drei Jahre seine Liebe bewahren kann. Am Ende werden sie durch die Liebe von Otto und Ida erlöst, aber zunächst nur in Frösche – Doris Dörrie hat ihren eigenen Humor.

Kirschblüten Hanami (2008)

Der Film beginnt in der unaufgeregten Alltagsroutine im bayrischen Schongau, in der Rudi (Elmar Wepper) seinem Bürojob nachgeht und Trudi (Hannelore Elsner) den Haushalt macht. Zwei Dinge sind zunächst verborgen voreinander: die große - alltagspoetische - Sehnsucht Trudis nach Japan, um einmal den Fuji zu sehen (ein Wandteppich hängt im Haus, Postkarten davon in ihrem Nachttisch) und ihre nicht richtig ausgelebte Begeisterung für Butoh, einen modernen japanischen Ausdruckstanz, der sich in Absetzung von westlichen Schablonen auf alte japanische Traditionen besinnt, um sie mit modernen Tanzansätzen zu verbinden. Und zum anderen verheimlicht Trudi vor Rudi ihr Wissen um seine tödliche Erkrankung. Eine letzte Reise nach Berlin (zu den überforderten Kindern) und an die Ostsee möchte sie mit ihrem Mann noch erleben. In drei schlaflosen Nächten an der Ostsee erinnert sie sich zunächst an eine Butoh-Aufführung, die sie mit der Freundin ihrer Tochter gesehen hatte. Dann überredet sie ihrem Mann, der auch nicht schlafen kann, zu einem gemeinsamen Tanz, der Elemente davon enthält, und in der dritten Nacht sieht sie sich geschminkt im Butoh-Look auf sich zukommen. Diese Reise endet unvorhergesehen: Trudi stirbt plötzlich und Rudi erfährt nach ihrem Tod durch diese Freundin mehr von ihren verborgenen Sehnsüchten. Er möchte sie für sie nachholen und folgte der poetischen Spur

seiner verstorbenen Frau nach Japan, um ganz unpoetisch im Alltag seines Sohnes in Tokyo zu landen, der als vielarbeitender Geschäftsmann keine Zeit für seinen Vater hat.



Eine alltagspoetische Spur führt Rudi aus dieser Sackgasse heraus: die obdachlose, in einem Zelt wohnende junge Yu (Aya Irizuki), praktiziert täglich in einem Park zur Zeit der Kirschblüte eine Variation des Butoh und erlangt Rudis Aufmerksamkeit. Die Kirschblüte, ein weiterer alltagspoetischer Aspekt des Films, steht für die Schönheit des Lebens und seine allzu schnell kommende Vergänglichkeit. Auch Yu hat erst vor einem Jahr ihre Mutter verloren. Sie tanzt mit den Toten. Sie lernen sich kennen und Yu willigt ein, Rudi (der zeitweise identifizierend das Kleid seiner Frau trägt), zum Fuji zu begleiten. Der aber versteckt sich bei ihrer Ankunft - wie so oft - tagelang im Nebel, so dass sie zu seinen Füßen in einem traditionellen Landgasthaus (Ryokan) ausharren. An einem frühen Morgen ist die Sicht klar und Rudi eilt zum See, wo er in einer morgendlichen Vision mit seiner Frau zusammen (geschminkt) Butoh tanzt und sich mit ihr vereint. Später findet ihn Yu tot am See liegen. Ihr hat er alles Bargeld, das er mithatte, vermacht, während seine Kinder sich über seine Schrullen bei der Trauerfeier nur beschwerten.

Grüße aus Fukushima (2016)

Der Film spielt auf dem Hintergrund des Tōhoku-Erdbebens in Japan von 2011 und der darauf folgenden Nuklearkatastrophe von Fukushima. Marie (Rosalie Thomass) lässt in Deutschland ihre Hochzeit platzen (nachdem sie 2 Wochen zuvor mit dem besten Freund ihres Mannes geschlafen hatte) und versucht nach einem Suizidversuch Abstand zu gewinnen und etwas Sinnvolles weit weg zu tun: für die Organisation Clowns4Help/Clowns ohne Grenzen möchte sie für Bewohner*innen einer provisorischen Altenunterkunft in der Provinz Fukushima Hilfestellung im Alltag durch kulturelle Angebote leisten. Ihre offensichtliche Unfähigkeit dazu treibt sie weiter in die

Verzweiflung und zum Entschluss der Abreise. Davon kann sie nur die alte ehemalige Geisha Satomi (Kaori Momoi) abhalten, die sie noch überredet hatte, sie in die Sperrzone zu ihrem zerstörten Haus zu fahren. Dort will Satomi bleiben und es, so gut es geht, wieder herrichten.



Nach einigem Zögern bleibt auch Marie und lernt von dieser so ungleichen Frau sehr viele alltagspoetische Lektionen, die sich uralten Traditionen Japans verdanken: die achtsame Art Essen zuzubereiten und zu sich zu nehmen, Tee zeremoniell zu trinken, rituelle Praktiken des Reinigens, Innen und Außen in Einklang zu bringen u.v.m. Und auch die traditionelle japanische Welt-sicht, dass nahe Verstorbene als Geister präsent sind, lernt sie von ihr: Satomi glaubt, dass sie am Tod ihrer Schülerin Yuki schuld ist, da sie diese versehentlich von dem Ast auf dem Baum vor dem Haus gestoßen habe, auf den sich beide vor den Flutwellen gerettet hatten. Marie kann Satomi vor einem Selbstmord an ebendiesem Ast retten und sie können den Geist Yukis beruhigen, als sie ihr eine männliche Puppe schenken. Marie sägt diesen Ast schließlich ab.

Zum Schluss kann Satomi als Geisha im provisorischen Haus auch wieder eine Schülerin annehmen und Marie kann ernährt und bereichert mit diesen alltagspoetischen Erfahrungen nach Deutschland zurückkehren.

Kirschblüten & Dämonen (2019)



Wenig alltagspoetisch zunächst startet diese Fortsetzung des Kirschblüten-Hanami-Films. Karl (Golo Euler), der jüngste Sohn von Trudi (Hannelore Elsner) und Rudi (Elmar Wepper) ist mit dem Scheitern seines Lebens konfrontiert: depressiv, arbeitslos und alkoholabhängig verliert er nach einigen hilflosen Versuchen, die der Alkohol zunichtemacht, auch noch die Kontaktmöglichkeiten zu seiner kleinen Tochter. Und doch ist auch hier eine alltagspoetische Spur zu verfolgen: Das spirituelle Erbe Japans, das Yu im Hanami-Film tänzerisch, spielerisch und in Dialogen mit Rudi inszeniert und das um den Kontakt mit den Toten im Alltag kreist. Dafür steht z.B. das rosa Telefon ihrer verstorbenen Mutter, dessen Schnur – wie eine Nabelschnur – im Tanz den Kontakt mit ihr weiter ermöglicht. Ein Paradebeispiel für die Alltagspoesie, der Doris Dörrie auf der Spur ist. Die Welt der Ahnen und Geister (innerhalb der schintoistischen und schamanischen Traditionen Japans) ist immer präsent, wie eine zweite Wirklichkeit, und man kann mit ihnen in Kontakt treten. Ja, man muss es auch, wenn sie keine Ruhe finden, da die Hinterbliebenen in ihren Seelen diese auch nicht finden und sie ihre Botschaften brauchen, um Unverstandenes und Ungesehenes zu entdecken. Das kann auch sehr erschreckend wirken und so ist es für Karl in seiner dauerhaft erlebten Zwischenwelt, in dem ihm seine Eltern mit vielen Erklärungen, aber auch Anklagen erscheinen – für ihn sind sie eher Dämonen und diese Traumwelt ist große Strecken lang eine Alptraumwelt. In dieser Situation begegnet ihm Yu (Aya Irizuki), die er in Japan zuletzt bei der rituellen Trauerfeier für seinen Vater gesehen hatte. Sie ist zu ihm nach Deutschland gekommen und will ihn aus seinen Ängsten und Selbstanklagen hinausführen, um ihm ihre Liebe zu versichern, die er jedoch nicht annehmen kann. Aber sie hilft ihm, wie schon seinem Vater, diese Welt der lebenden Toten zu sehen. Der Alkohol, der ihm helfen soll, diese Welt zu betäuben, lässt ihn eines nachts im Wald fallen und einschlafen, wobei er sich schwere Erfrierungen zuzieht und danach künstlich beatmet werden muss. Diesen Alltag sehen seine Geschwister und

seine Frau als perspektivlos an und stimmen dem Abschalten der Geräte zu, was durch eine Lebensregung in letzter Sekunde verhindert wird. Danach ist er seinen erfrorenen Penis, der amputiert werden musste, los, aber hat die Zuwendung seiner Familie zurückgewonnen. Als er sich nach Japan aufmacht, um Yu zu finden, muss er bei ihrer Großmutter feststellen, dass auch sie sich vor langer Zeit das Leben im Meer genommen hatte (wie ihre Mutter) und dass sie Teil seiner Traumwelt war, nur um in einer Vision am Meer, wo er sich von ihr verabschiedet, zu beschließen, dass „er noch ein bisschen leben muss“.

Doris Dörrie bezieht in ihren Japan-Filmen spirituelle Traditionen Japans zwischen Zen und Shintoismus auf Existentialien (Verlust, Scheitern, Schuldigsein, Suchen, Versöhnen...), die in unseren deutschen Zusammenhängen entstanden sind (und dort zum Teil auch spielen) und ermöglicht uns so alltagspoetische Wahrnehmungen, die von einer scheinbar fernen Kultur inspiriert sind und uns doch ganz nah kommen können - im Alltag und jenseits allen ästhetisch-konsumistischen Japanreizes, der auch vor den spirituellen Praktiken nicht halt macht. Ihre Antworten auf meine eingangs gestellte Frage werde ich mir immer wieder gerne anschauen.

VORGESCHLAGENE ZITATION:

Fermor, Gotthard: Alltagspoesie. Die Japan-Filme Doris Dörries, tà katoptrizómena – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Ausgabe 145 – Filmische Passionen, erschienen 01.10.2023

<https://www.theomag.de/145/gf2.pdf>